

Christoph Hein – *Horns Ende*

(1985, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Ambientato negli anni Cinquanta a Bad Guldenburg, un paese della Sassonia, il romanzo si avvale di una struttura polifonica: attraverso la testimonianza resa all'inizio degli anni Ottanta da cinque differenti personaggi è illustrata la storia del Dottor Horn. Questi è uno storico che, dopo aver perso il suo posto di lavoro in città per motivi politici, diviene direttore del museo a Bad Guldenburg, dove organizzava serate culturali, durante le quali presenta episodi della storia locale che in realtà mirano soprattutto a smascherare l'ipocrisia del partito e delle autorità della DDR. Accusato di revisionismo, l'uomo viene trovato morto suicida alcuni giorni dopo – gesto interpretato dai più come ammissione delle proprie colpe, ma che si configura invece come un ultimo deliberato atto di protesta nei confronti del potere vigente. Oltre a ripercorrere, attraverso vari flashbacks la storia di Horn e la sua fine, il romanzo propone anche un affresco della vita in una società ancora basata su quei valori piccolo borghesi che avevano permesso l'avanzamento del fascismo e che – così pare suggerire l'autore – hanno fatto da base anche per lo sviluppo del nuovo regime socialista.

L'estratto propone parte del colloquio di Horn con degli uomini della Stasi, così come riportato in seguito da Thomas, il dodicenne figlio del farmacista della città e uno dei narratori della vicenda, il quale, giunto al museo per visitare il direttore, assiste all'interrogatorio spiando attraverso la serratura della porta del suo ufficio.

THOMAS

Der alte Herr Gohl war allein im Turmzimmer. Er bemalte die Wand. Weit vorgebeugt stand er in seinem weißen Malerkittel auf einem Hocker, mit der linken Hand stützte er sich gegen die Wand ab und strichelte vorsichtig Farbe in die feine Bleistiftzeichnung, die er zuvor auf den weißen Putz übertragen hatte. Er malte an einem Haselnußstrauch. Zwischen den Lippen hielt er einen zweiten Pinsel, die Farbnäpfe standen auf einer Staffelei.

Herr Gohl hatte mich nicht kommen hören, jedenfalls hatte er sich nicht umgewandt, als ich eintrat.

»Ich suche Herrn Horn«, sagte ich.

»Guten Tag«, erwiderte er gleichmütig.

»Guten Tag. Wissen Sie, wo Herr Horn ist?«

Herr Gohl strichelte wortlos weiter. Ich sah, daß am Fuchsbau nichts verändert worden war. Die kleinen Stützhölzer lagen zwischen dem eingepflanzten Heidekraut, die Fuchsgänge des Dioramas waren nur angestochen, die Kinderschuppen, mit denen Herr Horn und ich arbeiteten, steckten im Sand. An dem Schaubild, das den heimatlichen Heidewald darstellen sollte, war seit vier Tagen nicht weitergearbeitet worden.

Herr Gohl, der sich noch immer mit einem zusammengeknüllten Leinentuch an der Wand abstützte, drehte seinen Kopf zu mir: »Und wo warst du?«

»Ich konnte nicht kommen«, sagte ich und fügte hinzu: »Ich hatte Stubenarrest. Ich bin abgehauen. Für eine halbe Stunde.«

Herr Gohl nickte langsam. Dann ließ er sich bedächtig vom Hocker herab. Er sah mich an, wobei er die Augenbrauen hochzog, aber er sagte nichts. Schließlich ging er zur Bank, auf der seine Farbbüchsen standen, und wusch in einer alten Konservendose die Pinsel aus.

Ich fragte ihn nochmals, wo Herr Horn sei. Herr Gohl strich die ausgewaschenen Pinsel an dem Leinentuch ab, dann drehte er behutsam die Haarspitzen der Pinsel zwischen Daumen und Zeigefinger und steckte sie in den niedrigen Tontopf der auf der Fensterbank stand.

»Im Büro«, sagte er endlich, »er ist im Büro.« Ich war schon an der Tür, als er mich zurückrief. »Bleib. Du kannst nicht zu ihm.«

Ich blieb an der Tür stehen. Ich sah zu Herrn Gohl und wartete darauf, daß er weitersprach. Der Alte schob die Töpfe auf der Fensterbank zusammen und setzte sich. Aus einem Beutel holte er sein Mittagessen, ein Stullenpäckchen, einen Apfel, die Thermoskanne. Auf sein linkes Knie legte er eine winzige Serviette, ein weißleuchtender Fleck auf dem von Farbklecken übersäten Kittel. Mit einem kleinen Taschenmesser begann er, den Apfel zu schälen.

»Und warum nicht?« fragte ich.

Für einen Moment ging mir durch den Kopf, daß Herr Horn böse auf mich sei. Ich war vier Tage nicht auf der Burg erschienen, ich hatte mich nicht einmal entschuldigen können. Herr Gohl winkte mich zu sich. Er machte mir Platz auf der Bank und bot mir ein Stück seines Apfels an. Während er aß, betrachtete er die Wände.

»Die Dachsecke ist fertig«, sagte er und wies auf die schmale Wand neben der Eingangstür. Ich betrachtete den Dachsbau, die eingepflanzten Büsche und Kräuter, die schließlich in einen gemalten Wald an der Wand übergingen. Ich stand auf und ging zu dem Schaubild, ich beugte mich über die Absperrung, um das Wandgemälde zu betrachten. »Fabelhaft. Es ist kaum zu erkennen, wo die echten Gräser aufhören, Herr Gohl.«

Dann ging ich zu dem alten Mann zurück und wiederholte: »Es ist fabelhaft. Ich möchte auch so gut malen können.« Herr Gohl schnitt mit dem Taschenmesser die Kruste seiner Stullen ab und zerteilte sie in kleine Happen, die er mit dem Messer aufspießte und sich in den Mund schob. Ich stand vor ihm und wartete darauf, von ihm zu erfahren, weshalb ich nicht zu Herrn Horn gehen dürfe.

»Es ist ganz einfach«, sagte er und hielt einen aufgespießten Brothappen vor seinen Mund, »ich betrüge das Auge. Die Perspektive täuscht uns.«

Er sah zu der Wand, zu den lebensgroßen Pflanzen, den herabhängenden Ästen, dem mit Laub überdeckten Wiesenstück, das sich in der gemalten, grünen Dunkelheit des Waldes verlor.

»Ein Kunstgriff, nur ein Prinzip«, murmelte er, während er das Brot kaute, »nichts weiter. Und schon erkennen wir keinen Unterschied. Das menschliche Auge taugt nichts. Läßt sich zu leicht betrügen.«

»Warum darf ich nicht zu Herrn Horn?«

Ich wurde ungeduldig, denn ich mußte schnell nach Hause. Der alte Mann wandte sich wieder mir zu: »Herr Horn hat Besuch. Er hat Ärger, mein Junge. Das ist nichts für dich.« Ich schwieg und wartete, aber Herr Gohl wandte sich wieder seinen Wänden zu, der Bleistift-

zeichnung, die den Putz mit einem unentwirrbaren Labyrinth von Strichen bedeckte und darauf wartete, mit Farben ausgemalt zu werden.

»Es geht deinem Herrn Horn nicht gut, Thomas«, sagte er dann, »aber wir beide können ihm nicht helfen.«

»Ist es wegen der Zigeuner?« fragte ich.

Ich wußte selbst nicht genau, wieso ich ihn das fragte.

Herr Gohl sah mich erstaunt an: »Wegen der Zigeuner? Wie kommst du auf die Idee?«

»Sie kennen doch die Zigeuner«, sagte ich.

»O ja, die Zigeuner kenne ich. Aber das hat nichts mit Herrn Horn zu tun.«

„vielleicht doch«, beharrte ich, »und Sie wollen es mir nur nicht sagen.«

Ich hoffte jetzt, Herr Gohl würde mir etwas von den Zigeunern erzählen. Er war der einzige in der Stadt, mit dem die Zigeuner sprachen. Sie besuchten ihn sogar.

Da Herr Gohl nichts erwiderte, wiederholte ich: »Sie wollen es mir nicht sagen.«

»Ach was«, sagte er. Er nahm die Serviette vom Knie, schüttelte sie aus und faltete sie vorsichtig zusammen. Dann steckte er die Reste seiner Mahlzeit in den Beutel und stand auf. Er schob den Hocker mit dem Fuß ein Stück weiter, suchte Pinsel aus, die er in die obere Kitteltasche steckte, und begann auf einer polierten Metallplatte Farben zu mischen. Er würde mir nichts sagen.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte ich, »bestellen Sie bitte Herrn Horn, daß ich hier war. Ich darf erst nächsten Mittwoch wiederkommen.«

»Wird erledigt, Herr Arrestant«, sagte Herr Gohl, ohne von den Farben aufzublicken.

Ich rannte die Turmstufen hinunter. Im Burghof blieb ich stehen. Ich überlegte einen Moment, dann schlich ich die Treppe zum Hauptgebäude hinauf. Als ich die große Tür leise verschlossen hatte, blieb ich stehen. Ich merkte, daß ich heftig und laut atmete, und bemühte mich, ruhig zu werden. Hinter der geschlossenen Bürotür hörte ich Stimmen. Ich stellte mich seitlich neben die Tür, um nicht überrascht zu werden. Dann beugte ich mich vor und sah durch das Schlüsselloch. Ich konnte Herrn Horn sehen. Er saß in einem Sessel an der Wand, genau zwischen den beiden großen gerahmten Fotos. Ich sah, daß er seine Lippen bewegte, aber ich konnte ihn nicht verstehen.

Herr Horn war mir unangenehm. Seine kühlen grauen Augen ängstigten mich. Er war wohl so alt wie mein Vater, dreiundvierzig Jahre, aber er wirkte viel älter, zerbrechlicher. Heute würde ich sagen, daß er verzagt und mutlos war, daß er seinem Leben nie die Kränkungen verzieh, die es ihm bereitete. Aber damals spürte ich nur die abwehrende Einsamkeit eines vergrämten Mannes. Schon als ich ihn das erstemal sah, an jenem Sonntag, an dem ich mit Vater und Bruder ins Heimatmuseum ging, empfand ich die alles zurückweisende Verschlossenheit dieses Mannes. Er sprach höflich mit Vater, aber seine kalten Augen und das zu keiner Freundlichkeit zu bewogende Gesicht signalisierten mir, wie fern er uns war. Damals schämte ich mich für Vater, weil er sich bemühte, das schnell versickernde Gespräch immer erneut zu beleben. Vater war unbefangen, und ich schämte mich, weil er sich vor dem unzugänglichen Mann erniedrigte. Später, als ich mit Herrn Horn die Ausstellungsräume vorbereitete und aufbaute, hoffte ich, seine Zuneigung zu gewinnen, und arbeitete manchmal mehrere Wochen jeden Nachmittag in der Burg. Ich richtete mich sehr gewissenhaft nach seinen Anweisungen, aber wie sorgsam ich auch arbeitete, er nahm es wortlos zur Kenntnis

und wies mich lediglich auf Fehler hin oder erklärte mir etwas. Gelobt hat er mich nie, und darunter litt ich. Selbst der schweigsame Herr Gohl war freundlicher zu mir.

Ich sah Herrn Horn durch das Schlüsselloch, sein kleines, blasses Gesicht, das schütterte, braune Haar. Ich sah seine vom ständigen Zigarettenrauchen gelben Finger, ein schmutziges, krankes Gelb, vor dem ich mich ekelte. In seiner Hausjoppe, die er stets im Museum trug, saß er auf dem Sessel und redete mit leiser Stimme. Dann sprach ein anderer Mann. Er mußte direkt hinter der Tür stehen, ich verstand jedes Wort. Er sprach sehr freundlich zu Herrn Horn, so als ob er ihn um Verständnis bitte.

»Marianne Brockmeier ist Ihre Schwester?« fragte die Stimme.

Herr Horn saß unbeweglich da. Es dauerte lange, bis er die Frage beantwortete, und wieder sprach er so leise, daß ich ihn nicht verstand. Der Mann hinter der Tür fragte weiter.

»Ihre Schwester wohnt in Westdeutschland?«

»Sie hat die Republik illegal verlassen?«

»Haben Sie irgendwelchen Kontakt mit Ihrer Schwester?« »Haben Sie sich mit ihr im Ausland getroffen?«

Ich sah, wie sich Horns Lippen bewegten, wie er antwortete, doch ich hörte seine Stimme nicht, nur ein leises, unverständliches Murmeln. Und da er zurückgelehnt im Sessel saß und weder den Kopf noch die Augen bewegte, konnte ich seine Antworten nicht erraten.

Dann sprach wieder der Mann, der hinter der Tür stand. Er sprach freundlich, aber mit drängelnder Stimme, als wolle er auf eine nahe Gefahr verweisen: »Für wen arbeiten Sie, Horn?« .

Ich sah, wie Herr Horn seinen Mund öffnete, ich sah sein Gesicht, das sich plötzlich rot verfärbte, eine Geste der Hand, seine gespreizten Finger. Dann wurde das Schlüsselloch dunkel. Hinter der Tür war ein Geräusch. Ich richtete mich erschrocken auf und lief zur Ausgangstür. Ich versuchte, sie geräuschlos hinter mir zu schließen. Dann stürzte ich über den Burghof. Ich wagte nicht, mich umzudrehen. Ich fürchtete, man würde mich aus dem Bürofenster erblicken und zurückrufen, um auch mich zu befragen. Mit beiden Händen zog ich an der großen, gußeisernen Klinke des Burgtors und drückte gleichzeitig mit der Schulter dagegen, um es zu öffnen. Als ich den abschüssigen Pflasterweg zur Stadt hinunterlief, betete ich flüsternd: Lieber Gott, mach, daß er mit dem Fuchsbau auf mich wartet.